

Galsan Tschinag

Der weiße Berg

Roman



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3378

Die weite Steppe der Tuwa-Nomaden in der Mongolei ist seine Heimat, hier wandern und stehen die Jurten seiner Sippe, seiner Vorfahren. Doch Dshurukuwaa besucht die ferne Schule, geht den »Weg des Wissens«. Die moderne, sozialistische Erziehung der Mongolei in den sechziger Jahren will die jahrhundertealten Traditionen zerstören. Der Glaube an Vater Himmel und Mutter Erde gilt als rückständig, Geister und Schamanen werden verdammt. Der jugendliche Dshurukuwaa, zum Schamanen berufen, zum Wissen verurteilt, wird erwachsen. Er verliebt sich, macht erste sexuelle Erfahrungen und trifft schließlich seine große Liebe wieder. Gleichzeitig spürt er Verantwortung gegenüber der Familie und der Vergangenheit und ist, hin- und hergerissen zwischen persönlichem Freiheitsdrang und einem ursprünglichen Leben als Jäger und Hirte, auf der Suche nach seiner ihm eigenen Bestimmung.

Der weiße Berg erzählt eindrucksvoll vom Erwachsenwerden eines Nomadenjungen aus der Mongolei, vom Einbruch der Moderne ins archaische Leben und der Suche nach persönlicher Identität zwischen den Welten. Galsan Tschinag, eigentlich Irgit Schynykbaj-oglu Dshurukuwaa, wurde Anfang der vierziger Jahre als jüngster Sohn einer Nomadenfamilie der Tuwa in der Mongolei geboren. 1962 bis 1968 studierte er in Leipzig Germanistik und schreibt seitdem in deutscher Sprache. 1992 wurde Tschinag mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis ausgezeichnet, im Jahr 2001 erhielt er den Heimito-von-Doderer-Preis. Bisher erschienen im Suhrkamp Verlag die Romane *Der blaue Himmel* (1994, st 2720), *Zwanzig und ein Tag* (1995, st 2789), *Die graue Erde* (1999, st 3196) und *Das geraubte Kind* (2004, st 3740).

Galsan Tschinag
Der weiße Berg
Roman

Suhrkamp

Umschlagfoto: Amélie Schenk

6. Auflage 2017

Erste Auflage 2002

suhrkamp taschenbuch 3378

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2000

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie
der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-39878-4

DER WEISSE BERG

*Für Pürwü,
meine Lehrerin
und Beschützerin
zeit Lebens*

PROLOG

Dies ist die Aufzeichnung einer Krankheit, die durch mich hindurch ging und mich, anstatt zu töten, vor meinem Tod zerstörte und damit auf lange Sicht todlos machte. Und zunächst zeiten- und seitenverkehrt so begann:

Am 26. Tag im letzten Monat des Jahres 1958 wähne ich mich als bekanntestes Mitglied der mehrere hundertköpfigen Schulgemeinschaft, da ich drei Auszeichnungen bekomme: für das vorbildliche Lernen, für eine von A bis Z im Stabreim verfaßte Wandzeitung und für ein Poem zum alljährlichen Schreibwettbewerb. Der Direktor nennt mich einen Dichter und verkündet, er werde sich dafür einsetzen, daß das Opus gedruckt wird. Ich, der ich neben ihm stehe, die Arme voll von in buntem, glitzerndem Papier verpackten Gaben, und die Hand des mächtigen Mannes auf der Schulter, sehe in den auf mich gerichteten Blicken der zur Jahresendsitzung Versammelten und den Klubraum bis in alle Ecken Füllenden dieselbe einfältig-heilige Ehrfurcht, der man früher in Schamanennächten begegnet ist.

Stunden später bin ich allein, haste durch die Steppe am Stadtrand, sammle mich und überdenke meine Lage: Die 50 Kilo und 160 Zentimeter, die mein Körper aufweist, vermögen unmöglich den Inhalt auszumachen, den ich darstelle. Auch das Gelesene und Gehörte: die Achtklassenbildung nicht. Ich bin mehr. Die Gunst der Stunde scheint, von Anfang an, auf meiner Seite gewesen zu sein. Habe das Säuglingsalter überlebt, über das drei andere Brüder unmittelbar vor und nach mir nicht haben hinauskommen können. Habe die Kindheit früh von mir abgelegt und die Jugendjahre gut angefangen. Die Natur hat mich mit einem wachen Verstand, einem zähen Körper und einer ansprechenden Wesensart ausgestattet. Die Zeitmaschine hat in mir getuckert, daß ich als heller Kopf es verstand, Nütz-

liches von Schädlichem zu trennen. So habe ich mich den Fängen des Aberglaubens noch rechtzeitig entrissen, habe einen Berg von Überresten der Rückständigkeit in mir und um mich herum plattgewälzt und ausgemerzt und habe den unumkehrbaren Weg zu einem neuzeitigen, zivilisierten Menschen eingeschlagen. Habe in mir den Schamanen abgetötet und für den Dichter die Bahn geebnet.

Nun treffe ich folgende Entscheidung: Ab Stunde gilt das heutige Datum als mein Geburtsmonat und -tag; ich, der ich bisher, so oft mein Alter zur Sprache kam, je nach Laune und Zweck, zwischen vierzehn und siebzehn geschwankt, bin nun endgültig fünfzehn Jahre alt; die Wederfettnochdrüse-, Wederkindnochmann-Zeit ist zu Ende – ich bin ein vollwertiger Augenzeuge meines Zeitalters, werde an seiner Last mittragen und sein Geschick mitlenken; werde dichten, so wie ich atmen werde, dichten und dichtend zur Reife gelangen und blühen und gehen, bevor ich verblühe – früh begonnen, früh enden; werden, was noch keiner geworden, und um dies zu erreichen, mich von allem Hinderlichen losreißen, befreien, meiner besonderen Stellung in der Klasse, Schule und Sippe ständig bewußt und bestrebt sein, immer bergwärts zu gehen, niemals aber talwärts und so einsam herausragen aus der menschlichen Menge wie ein Gipfel aus seiner irdischen Umgebung.

Die folgenden Tage lebe ich verbissen, wandle nur auf dem für mich sichtbaren Pfad und kapsele mich ab. Seltsam, man scheint die Schranken recht schnell zu bemerken, obwohl keiner sie hätte sehen können. Fast bin ich erschüttert darüber, wie schnell und gewaltig die Einsamkeit über mich hereinbricht. Doch meine ich, so muß es sein: Bin ich einmal zum Gipfel geboren, muß ich eben Gipfel bleiben, und so schaue ich auf die wimmelnde, dumme Menge von ewigen Kindern um mich herum verstehend und verzeihend herab. Ziehe Bilanz, führe Bestandsaufnahme, rechne. Der letzte Tag des Jahres ist mein 5384. Lebenstag. Dieser beschert mir ein Gedicht von acht langen fünfzeiligen Strophen, das ich unter Op. 409 in ein

neues, das achte handgeschriebene Poesiebuch eintrage. Alexander Puschkin habe, heißt es, 800 Gedichte hinterlassen, ich werde es wohl bis auf 1000 bringen, mindestens. Doch mein Ziel ist es nicht, zu einem zweiten, asiatisch-steppischen oder jüngeren und meinetwegen besseren Puschkin zu werden – behüte Himmel, diesen Ehrgeiz habe ich nicht; doch der, den ich, gleich einem Kind, in mir trage und wachsen lasse, ist um keinen Deut bescheidener: Ich möchte nicht mehr und nicht minder als zu einem Lermontow des zwanzigsten Jahrhunderts werden und auch 27jährig die Bühne des Lebens verlassen! Also muß ich nicht schön, sondern gewaltig schreiben, meinen Worten soll so viel Kraft innewohnen, daß sie beitragen, die alte, vermoderte Welt aus allen ihren Fugen zu zerren und über den Scheiterhaufen der Geschichte dahinzustoßen.

Daß ich ihn in der Menge des Geschriebenen wahrscheinlich übertreffen werde, hat nicht allzu viel zu sagen; im Gewicht und in der Schneide ist er einfach nimmer mehr zu überbieten. Ich werde sein Werk nur erneuern und vollenden. Was ihm nicht gelungen ist, muß mir gelingen. Das ist im Grunde beschämend selbstverständlich, denn ich bin im Gegensatz zu ihm ein Günstling der Stunde: Während er dazu verdammt war, sein Leben in der Finsternis unmittelbar vor dem Morgengrauen, im Weltgefangnis Rußland als Unteroffizier des Zaren zu fristen, bin ich in den lichten Morgen der Geschichte hineingeboren worden. Der aufstrebende, jugendlich-abenteuerliche Sozialismus ist meine eigentliche Wiege, und die ganze Welt unter seinem reinigenden und verjüngenden, da niederreißenden Druck und niederbrennenden Feuer- und Flammenschein ist meine große Heimat. Ja, ich bin von Natur aus zwar in einer mongoliden Verpackung angefertigt, aber ich weiß, ich werde die Kraft aufbringen, meine Herkunft zu überwinden und mich von Sog und Schwerkraft alles Zweit- und Drittrangigen wie Heimat, Geschichte, Rasse befreien, so daß ich im Herzen und im Geist inter- und über-national sein und darum gerade über ein größeres Kaliber und eine stärkere Ladung verfügen darf als jeder vor mir.

So wahr ich als biologisches Wesen ein Gewächs des Planeten Erde bin, so wahr bin ich als geistiges Wesen ein Erzeugnis meiner Zeit – also werde ich ihr dienen, so wie andere Königen und Fürsten gedient haben. Ich werde mich in Worten abschälen, und diese werden Funken gleichen und sich zu Flammen verdichten und die Finsternis beleuchten.

Mit solch erhabenen Überlegungen verlebe ich den letzten Tag eines Jahres und brenne darauf, das nächste in Empfang zu nehmen, wie man ein Kalb in Empfang nimmt. So, wie das Tierkind, rund und heiß, noch im Mutterleib, muß das Zeitkind, mit der Schnauze dicht an die Schwanzspitze des Gehenden gepreßt, auf Lauer liegen und warten. Und es wird, wenn der Tag zum Abend, der Abend zur Nacht altert und die Nacht zur Mitternacht reift, dem unsichtbaren, aber allgegenwärtigen und allgewaltigen Leib der Zeitkuh entschlüpfen.

Ich fühle mich mehr als jedes der dumm herumtobenden Kinder und selbst jeder der von diesen angesteckten Erwachsenen ringsum, fühle mich verpflichtet, den Ankömmling im Leben, in der Geschichte zu empfangen und ihn zu guten Tagen, Wochen und Monaten und schließlich zu einem vollen, würdigen Jahr mit aufzuziehen. Gut ist für mich die Zeit dann, wenn sie ertragreich ist. Und von dem Zeitkind erwarte ich, im Gegensatz zu einem Tierkind, sofortigen und dauerhaften Ertrag. Ich werde es melken, scheren und schlachten, und die Poesie wird die Milch, das Fleisch, die Wolle und die Haut sein, wird viele durstende, hungernde und frierende Seelen mit dem versorgen, was sie bitternötig brauchen. Aber ich gestehe, es geht da vor allem um mich selber, denn jedes Gedicht ist ein Ziegelstein, eine Masche an dem Denkmal, an dem ich baue und webe.

Je weniger von dem greisen Jahr übrigbleibt, je näher das junge mit seinen prickelnden Wellen und seinem erfrischenden Atemhauch heranrückt, um so feierlicher wird es mir zumute; mir ist, als harre hinter der Nacht und hinter weiteren Nächten irgendwo in greifbarer Nähe, einem Berg aus weißem Marmor gleich, meiner der ewige Ruhm. Ich spüre die Gänsehaut, die

sich auf mich legt und zusammenzieht, merke, wie etwas in mich eindringt, sich in mir ausbreitet und mich von innen her mit feinen, kühlen Spitzen an zahllos vielen Stellen sticht. Ich werde von Schmerzen erfaßt, die ich als Eile empfinde. Leide an Ungeduld. Habe noch ganze zwölf Jahre zu leben.

DIE ANKUNFT DES EISERNEN VOGELS

Der Gabe-Sack, den zum Jahreswechsel der gute Weiße Alte auf seinem gebeugten Rücken vom Weltenberg herübergetragen hat, scheint viel mehr enthalten zu haben als besternte und befranste Tütchen mit Süßigkeiten und Gebäck: Gleich der erste Morgen des neuen Jahres hat zwei schreiende Meldungen. Sie kommen von entgegengesetzten Himmelsrichtungen aufeinander zugeflogen, vereinigen sich zu einem Paar und eilen schon wieder von dannen, um wohl schnell bis in den letzten Schlupfwinkel der sechstausend Köpfe beherbergenden Bezirksstadt einzudringen und einen jeden mit eben den mundfrischen Kunden zu versorgen, die eine für das gute und die andere für das schlechte Ohr: Drillinge sind zur Welt gekommen, und eine fünfköpfige Familie ist erstickt!

Zuerst hört man nur die Nachrichten selbst, man stößt mit dem bloßen Sachverhalt wie mit einem festen Körper zusammen. Später erfährt man die Einzelheiten, die dem jeweiligen Geschehnis entnommen und nun als allgemeines Unterhaltungsgut die Räume zwischen den Menschen füllen. Und die Nachricht verändert sich stets – zwischen Eingang und Ausgang, dem Ohr und dem Mund, liegt die Landschaft, auf der Geschichten wachsen oder schrumpfen. Jeder verfährt mit dem Gehörten, bevor er es weitergibt, so, wie es mit ihm selbst bestellt ist: Der eine beschneidet, während der andere es in alle Richtungen hin wuchern läßt, der wieder andere zieht es durch seine Sonne, während der nächste darüber seinen Schatten streut.

Die Mutter der Drillinge ist eine siebenundzwanzigjährige Torgutin, die zuvor dreimal, zuletzt vor einem Jahr erst, geboren hat, aber alle drei Geburten waren nicht gut – die Frucht war entweder schon im Mutterleib tot oder sie starb kurz darauf,

nachdem sie das Licht der Welt erblickt hatte. Und die letzte muß nicht nur lebensuntüchtig, sondern auch böse und zäh an ihrem Gehäuse, dem mütterlichen Fleisch, geklebt haben, denn beim Hinauswürgen des abermaligen leblosen Klumpens wäre sie fast selbst gestorben. Sie ist wohl ein wenig gestorben, denn sie war eine Nacht lang bewußtlos und später, nachdem sie wieder zu sich gekommen war, hat sie von Dingen erzählt, von denen sonst Zurückgekehrte aus dem Totenreich zu berichten wissen.

Die Frau hat von einem seltsamen wohltönenden und lichtstrahlenden Rohr erzählt; sie sei durch dieses geschleudert worden. Das Rohr muß recht breit im Umfang und noch mehr in der Länge gewesen sein. Und während des Fluges hätte sie viele Gesichter gesehen, von denen sie wußte, sie gehörten Vergangenen. So hätte sie auch ihren eigenen Vater getroffen, der schon lange nicht mehr auf Erden weilte. Die Tochter sei unsäglich froh geworden über das Wiedersehen, allein der Vater, zeit seiner Lebtag ein sehr lieber Mensch, hätte jetzt aber sie, das eigene Kind, verstoßen.

Ausgerechnet diese Frau mit dem dahingeschwundenen Kindersegen und der erschütterten Gesundheit hat nun Drillinge zur Welt gebracht; obendrein soll die Geburt so leicht vor sich gegangen sein wie bei einer Geiß, und auch die Kinderchen sollen, fest und quicklebendig, eben an Geißlein eines guten Jahres erinnern.

Bei der unglückseligen Geschichte handelte es sich um eine kasachische Familie. Man hat in der Nacht Steinkohle nachgelegt und die Ofenklappe wohl zu früh und zu fest verschlossen. Das älteste Kind, ein sechzehnjähriges Mädchen, hatte bei einer pflegebedürftigen Tante im gleichen Hof, in einer anderen Hütte aber geschlafen, und erst am anderen Tag, als es zu seiner eigenen zurückkehrte, um, gemäß der Pflicht als die herangewachsene Tochter, der Familie das Ofenfeuer anzuzünden und den Morgentee zu kochen, merkte sie, daß darinnen etwas nicht stimmte. Die Frau und zwei Kinder – alle hatten ihr

Schlafkamer auf dem Fußboden – konnten nicht mehr erwacht sein, denn an ihnen und um sie herum waren keinerlei Spuren der Qual zu erkennen, während der Mann, der auf dem hohen Ehebett mit dem jüngsten Kind geschlafen hatte, kurz erwacht sein mußte, denn dieser lag vor dem Bett, auf das Gesicht gestürzt und das eine Bein in der Hose; das vierjährige Kind, ein Junge, war zwar bewußtlos schon, lag aber tief unter die dicke Schlafdecke hineingerutscht und lebte noch. Die Erste Hilfe nahm einzig dieses mit, ließ die anderen zurück, sie mußten liegenbleiben, so wie sie waren, bis zuerst die Miliz und dann der Gerichtsarzt erschien.

Die nächsten Tage erfährt man weitere Einzelheiten. Die Leichen seien, eine jede in Mull verpackt, dick und fest, riesigen Kerzen gleich, in ein gemeinsames Grab gekommen. Ein Onkel sei erschienen, habe zuerst beide Waisenkinder, dann den kleinen Jungen zu sich aufs Land mitnehmen wollen, allein das Mädchen habe sich dem widersetzt, habe gesagt, sie werde es nicht zulassen, daß der Herd ihrer Familie erkaltete, sie werde arbeiten und so sich selber und ihren jüngsten Bruder ernähren und bekleiden und dabei für den Bruder alles in einem sein: Vater, Mutter und Schwester.

Der Volksmund spricht für sie. Er meint, das Mädchen werde es schaffen. Außerdem hören alle vom Geld, das laut Gesetz den beiden Geschwistern zustehe. Das Kind brauche die Schule nicht abzubrechen, um zu arbeiten und Geld zu verdienen, heißt es. Es brauche den Bruder nur in den Kindergarten zu schicken und selbst die Schule fortzusetzen; in zwei Jahren gehe ihre Schulzeit ohnehin zu Ende, und sie werde bestimmt einen guten Studienplatz bekommen. Dann werde sie den Bruder mitnehmen in die Hauptstadt, wo die Kindergärten und Schulen um ein Vielfaches feiner und besser seien als hier draußen im Bezirk. Ihr studentisches Stipendium mit dem Waisengeld ergebe ein kleines Chefgehalt. Und der armen- und waisenfreundliche Staat werde, schließt der Volksmund, die beiden in eine richtige Wohnung bringen.

Allein man hört wenig später, das Mädchen habe die Schule doch aufgegeben und gehe nun arbeiten. Auch den Bruder habe sie nicht zum Kindergarten gegeben, der Kleine würde alleweile an ihr kleben, zu Hause wie auch während der Arbeit. Sie sei in dem Haus, in dem ihr Vater gebuchhalter hat, als Reinemacherin angestellt. Auch gibt es hin und wieder Augenzeugen, die nicht nur die Existenz der beiden Geschwister bestätigen, sondern auch ihr enges Verhältnis zueinander. Von borstigen gelben Haaren und krummen, knochigen Nasen ist die Rede.

Eines Tages bekomme auch ich sie zu sehen. Zwei Geschöpfe, voneinander weit weg beheimatet, kommen mir in den Sinn: Biber und Uhu. Dieselben trüben, gelben Augen, dort wie hier, aber von unterschiedlichem Blick: bei ihr scheu und bei ihm frech. Der Junge – gar nicht so klein wie vierjährig – klebt tatsächlich an der Schwester und quengelt obendrein dauernd. Ich finde ihn lästig und bin ein wenig wütend auf ihn. Im Anblick des dünnen, stillen Mädchens denke ich an ein Jungschaf, das von einem fremden, frechen Lamm überwältigt worden ist und es fortwährend säugen muß, ohne selber Milch im Euter, nicht einmal das richtige Euter zu haben.

Die Drillinge sollen unter die Obhut des Staates kommen, sollen in einer Sonderanstalt unter ständiger ärztlicher Aufsicht von Fachleuten aufgezogen werden, alles selbstverständlich kostenlos. Erst dann, wenn sie das fünfte Lebensjahr erreicht haben, würde man sie ihren Eltern zurückgeben zwar, aber damit nicht genug, sie würden von seiten des Staates Unterstützung genießen bis sie volljährig wären. Vorläufig seien sie noch da, verweilten samt ihrer Mutter dort, wo sie das Weltenlicht erblickt haben: im Bezirkskrankenhaus. Sie besäßen einen ganzen Raum für sich, bewacht und betreut von Ärzten und Krankenschwestern Tag und Nacht. Und es würde so bleiben, bis ein Flugzeug aus der Hauptstadt käme und sie abhole. Hellste Begeisterung schwingt in den Berichten mit, ein Schuß dumpfen, dunklen Neides wohl auch.

Und da kommt das Flugzeug tatsächlich geflogen. Es ist ein windstillter Tag mit wenigen Kumuluswolken an den südlichen und östlichen Zipfeln des Himmels, der seit der Neujahresnacht mit jedem Morgen immer höher und blauer geworden zu sein scheint. Es ist ein still dahergilbender und dahinblauender, ein ungeheuer lichter und durchsichtiger, ein leise summender, fast warmer Tag. Es ist ein Samstag, zu dem selbst die Bezirksstädter auch nur halbguter Tag sagen, wenn sie ihn meinen. Wir haben Sportunterricht und sind dabei, um den Außenrand der Schule entlang der steinernen Linie in einer Zweierreihe zu rennen. Da passiert es. Wir vernehmen es mit dem Ohr, noch ehe wir es mit dem Auge wahrnehmen können. Und sogleich wissen wir, das ist es! Wir wissen es, obwohl keiner von uns, auch der Lehrer nicht, vorher, außer in Filmen, ein Flugzeug gesehen hat. Wir sind uns sicher, da wir uns in der letzten Zeit zu sehr damit beschäftigt haben.

Dann sehen wir es. Es steht am Himmel, eher ein Adler als ein Milan, mit ausgespannten Flügeln, glänzend und glitzernd. Mein erster Gedanke: So-o-o winzig?! In Erwartung des Eisernen Vogels aus der Poesie habe ich an Gewaltiges gedacht, bestimmt. An Han-Garuda, den Vogelriesen aus den Epen – erhob sich dieser in den Himmel, verdüsterte es sich inmitten des Tages, so groß war er, daß er die Sonne verdeckte. Oder an die Schlachten von Halhyn Gol, zwanzig Jahre zurück, aber immer noch und tagtäglich besungen, kann ich gedacht haben. Auch da heißt es, vor lauter Flugzeugen, die von beiden Seiten aufeinander losgingen, verfinsterte es sich auf der Erde. Nun stehe ich enttäuscht da. Um so größer ist aber die Neugierde, die ich in mir spüre: Wie ist es möglich, daß in so einem schmalen Ding Menschen und Bomben Platz finden?

Auch die anderen müssen ähnlich gedacht haben, denn die Zugspitze, die gerade in diesem Augenblick die nordöstliche Ecke der Linie aus aufgereihten runden Feldsteinen erreicht hat und scharf nach rechts hätte schwenken müssen, geht geradeaus weiter und beschleunigt das Tempo. Was den Hinteren

Anlaß gibt loszustürmen. So löst sich der Zug auf, und nun prescht, wer will und kann, lärmend und schwärmend davon. Später stellt sich heraus, alle sind mitgekommen, selbst die immer disziplinierte, erdenschwere weibliche Hälfte der Klasse, ja selbst der Lehrer. Also eilen wir dem Flugzeug entgegen, das immer lauter und größer wird und gegen den hellen Himmel scharf und schwarz heraussticht. Doch kommen wir, so schnell wir auch rennen, nicht allzu weit, denn wir merken bald, das Flugzeug fliegt über uns hinweg. Und wenig später donnert es tatsächlich über unseren Köpfen, über der Stadt. Aber da haben wir uns längst gedreht, laufen in der Flugrichtung. Jetzt sehen wir die hängenden Räder und den wirbelnden Propeller, erkennen, ein Flugzeug ist kein Vogel, sondern eine Maschine, eine mit Blech und Glas zusammengesetzte, mit Rädern und Propeller ausgestattete Maschine, die Menschen beherbergen kann und wohl auch Bomben.

Das Flugzeug geht am südwestlichen Stadtrand nieder. Für eine ganze Weile verlieren wir es aus der Sicht, sehen dafür aber die Staubwolken, die, riesigen Flammen gleich, aus der Step-pensenke am Fuß des Berges Bögen heraufwallen und -brodeln. Dabei hören wir ein so lautes Gedröhn, ein richtiges Gebrüll, wie aus einer riesigen Kehle in schwerer Not. Als wir endlich ankommen in der von der Stadt aus versteckten Senke, haben sich die Staubwolken in zinnoberfarbene Schwaden aufgelöst und ziehen nun träge davon. Das Flugzeug steht mit der Schnauze zu uns, der Motor läuft und der Propeller dreht sich noch. Es gleicht ein wenig einem brünftigen Kamelhengst, der sich auf die Hinterfüße zurückgeworfen hat und nun aus aller Leibeskraft brüllt, ist aber um manches gewaltiger als selbst einer der größten seiner Art.

Wir sind bei weitem nicht die ersten und einzigen, eine Menge Kinder und auch einige Erwachsene sind schon da, und hinter uns sehen wir viele, die herden- und hordenweise herbeieilen. Wir kommen dort zum Stehen, wo die anderen auch stehen, diese aber rutschen darauf einen halben Schritt vorwärts, um

ihre Vorderstellung zu behaupten, das Gleiche tun wenig später auch wir, als die ersten der Hinteren bei uns ankommen und sich an die Linie stellen, die wir bilden. Was die Vorderen erneut auf einen weiteren halben Schritt nach vorne bewegt.

Da brüllt die bisher gleichmäßig dröhnende und bebende Maschine mit dem immer noch laufenden Motor auf einmal aufs lauteste und setzt sich scheinbar in Bewegung. Sogleich weicht die Menschenmenge zurück, dreht sich im nächsten Lidschlag um und flüchtet schreiend. Erst nach etlichen Stricklängen kommt sie wieder zum Stehen. Man sieht und hört: Sie steht immer noch dort, wo sie gestanden, aber nun ist endlich der Motor abgestellt. Nur der Propeller dreht sich immer noch, jetzt rauscht er. Und man sieht auch: Die Tür geht auf, das erste Menschengesicht zeigt sich, es ist ein junges, herauslachendes. Der Mensch steckt in einer Militäruniform, einer erkennt sogar den Dienstgrad: Leutnant. Dieser junge Mensch, der Leutnant in der grasgrünen, goldbetreßten Uniform steigt auf einer schmalen Treppe herunter und springt zum Schluß federnd auf die Steppe. Drei weitere Gesichter und Körper zeigen sich, es sind alles Männer, ebenso uniformiert, aber älter alle. Und bei diesen sehen auch die Uniformen verblichen und mattgrün aus und sind auch nur silberbetreßt. Der junge, frische, goldbetreßte Leutnant steht stramm an der Leiter und hilft den Aussteigenden. Die Kenner nennen die Dienstgrade laut: Oberleutnant, Kapitän, Major.

Die Männer beraten kurz miteinander, und dann geschieht folgendes: Der junge, schöne Leutnant schreitet auf die Menschenmenge zu, die inzwischen zwar wieder ein Stück näher gerückt, aber die Angstscheue bei weitem nicht ganz überwunden, daher immer noch fluchtbereit dasteht, und die anderen machen sich an die Arbeit: Sie schieben Keile unter die Räder vorn und hinten und stülpen dem Bug des Flugzeuges eine riesige Haube über, die sich wie von selbst mit Wind füllt und in die Höhe geht; darauf wird die Haube fest zugeschnürt wie bei einem, der in den Schneesturm hinausgeht. Der Leutnant tritt

an uns heran und grüßt militärisch stramm, worauf wir, wie aus einer Kehle, ebenso scharf den Gruß erwidern. Dann stellt er Fragen, auf die er ebenso bündige wie willige Antworten bekommt. Er will wissen, wo das Bezirkskrankenhaus und wie groß es sei, wie der Chefarzt heiße, wie zuverlässig dieser als Mensch sei, wie es den Drillingen gehe und ob wir von der Ankunft des Flugzeuges etwas gehört hätten. Das alles fragt er auf mongolisch. Ich für mich überlege, er ist kein Halha-Mongole. Er spricht wie wir auch, kaum besser als ich oder jeder andere neben mir. Dann aber fragt er, ob hier Schüler aus dem Kreis mit dabei seien. Die Frage erschreckt mich. Sie muß auch die anderen zumindest überrascht haben, denn die Antwort darauf fällt nicht sogleich. Und dann, nachdem ein mehrfaches Ja zu hören war, werden wir aufgefordert, uns zu melden. Zögernd heben wir die Arme. Da fragt der goldbetreßte Leutnant plötzlich in gewöhnlichstem Tuwa: *Meni tanyp duru sileler-we* – Erkennt ihr mich?

Eine kleine Weile vergeht, bis ich darauf komme, wer er denn sein könnte. Dann weiß ich es: Uwaashaj-aga, Sohn des Schöömbül-eshej! Und in diesem Augenblick fällt mir ein: Einmal traf ich ihn draußen auf der Weide, er ging mit seiner Schafherde, war Hirte, ich war noch klein, war auf der Jagd nach Ziesel, hatte jedoch nichts erlegt; es war einer jener leeren, erfolglosen Tage, und da fing er für mich gleich zweie, eins davon ein richtiger Zieselriese. Mir ist, als würde die stolze Freude jenes Tages jetzt noch in mir nachschwingen.

Also schreie ich sogleich: *Tanyp duru men* – Ja, ich erkenne dich! Dieselbe bejahende Antwort kommt auch aus anderen Kehlen, doch entweder muß ich am lautesten gewesen sein, oder ich stehe ihm einfach am nächsten – wie immer auch, er tritt an mich heran und fragt, weiterhin auf tuwa, wessen Kind ich sei. Da aber sinkt mein Mut, ich bekomme Hemmungen, wie immer, wenn ich meine Eltern nennen muß, so schaue ich zur Erde und bringe leise hervor, für Dritte kaum vernehmbar: *Isch-Maanining oglu men* – Bin Sohn des Isch-Maani. Dies ist der